



„Was
passiert
mit all
den geretteten
Leben?“



In Deutschland erleiden
pro Jahr rund
270.000 Menschen
einen Schlaganfall.
Doch was ist mit jenen,
die zu pflegebedürftig
für zu Hause und
zu jung für ein Altersheim
sind?

In einer ungewöhnlichen
Wohngemeinschaft in
Hamburg sollen sie zurück
ins Leben finden.

Text: Sophie Burfeind
Fotografie: Hanna Lenz



*Tina Masuch, 60, lebt seit bald einem Jahr im Haus für morgen.
Ihr Ziel: schnell wieder gehen lernen und arbeiten*

• Tina Masuch stand auf ihrem Kiteboard, Sonne und Salzwasser im Gesicht, Wind im Rücken, alle Muskeln angespannt, als ihr linkes Bein und ihr linker Arm sich plötzlich schwach anfühlten. Sie sagte ein paar Sätze gegen den Wind zu sich selbst, hörte, wie komisch die Laute klangen, die aus ihrem Mund kamen, und steuerte sofort den Strand an. Dort angekommen, rief sie den Leuten zu, sie brauche einen Notarzt.

In ihrer Halsschlagader hatte sich ein Blutgerinnsel gebildet, ihr Gehirn erhielt nicht mehr genug Sauerstoff, sie wurde bewusstlos, fast riss es sie an diesem Tag in El Gouna, Ägypten, ganz aus dem Leben. Geblieben sind weiße Flecken in ihrem Gehirn.

„Ich hatte eine Verengung in der Arterie, das kann jeden treffen und hat halt mich getroffen“, sagt Tina Masuch. Vor zwei Jahren nutzte sie noch jeden freien Tag zum Kitesurfen, jetzt sitzt sie, 60 Jahre alt, in einer Leggings im Rollstuhl. Um ihren Hals baumelt eine E-Zigarette, mit ihrer rechten Hand räumt sie einen Kleiderhaufen auf einem Stuhl weg. Ein Zimmer, gerade groß genug für ein Pflegebett, einen Fernseher, einen kleinen Tisch und eine Kommode. Später will sie mit einer Freundin an die Ostsee fahren. Jeden Tag eine schöne

Sache machen, sagt Masuch unbewegt. „Das Leben ist ja nicht zu Ende. Mein Kopf kann denken, ich habe immer noch eine Hand und ein Bein, und sprechen kann ich auch.“

Das Beste aus einem Leben machen, das so keiner wollte, versuchen alle neun Menschen hier im Haus für morgen.

Henrik, 67, Jurist, der vor zwölf Jahren in der Dusche zusammenbrach und jetzt von seiner Frau und ihrem neuen Partner zum Segeln mitgenommen wird.

Ralf, 60, der queere Tennismatches auf der ganzen Welt organisierte, nicht mehr sprechen kann, aber strahlt, weil er wieder ein paar Minuten an einem Stock stehen kann.

Nina, 56, die meistens im Bett liegt, weil sie nun auch noch Multiple Sklerose hat, aber aufblüht, wenn jemand mit ihr singt.

Carsten, 60, Speditions- und Bankkaufmann, der in Gedenken an sein altes Leben seine Mietwohnung in Hamburg nicht aufgibt.

Jeannette, 47, Grafikerin, die seit einigen Monaten Eingliederungshilfe in Anspruch nimmt und stolz ist, dass sie die Nächste ist, die aus dieser WG ausziehen kann.

Auch die anderen drei in dieser Wohngemeinschaft hatten noch viel vor mit ihrem Leben, wachten dann aber



Auch Carsten, 60, will in der Hamburger Wohnpflegegemeinschaft zurück in die Eigenständigkeit finden. Hier mobilisiert er mit einer Ergotherapeutin seinen gelähmten Arm. Wie die meisten Bewohner wird er im Text auf eigenen Wunsch nur mit Vornamen erwähnt

plötzlich auf einer Intensivstation auf, gelähmt, ohne Worte, je nachdem, welche Gehirnareale es getroffen hatte. Schlaganfälle sind in Deutschland nach Herz-Kreislauf- und Krebserkrankungen die dritthäufigste Todesursache, auch wenn heute wegen einer besseren medizinischen Versorgung fast doppelt so viele Menschen überleben wie noch vor 30 Jahren. Rund 60 Prozent von ihnen bleiben pflegebedürftig.



Tina Masuch konnte nach drei Wochen auf der Intensivstation in El Gouna, drei Wochen im Universitätsklinikum Schleswig-Holstein und sechs Monaten Reha in Bad Segeberg mit Physiotherapie, Ergotherapie und Logopädie wieder trinken, essen und sich waschen. „Damit sich im Gehirn neue Synapsen ausbilden, muss man jede Übung 30.000-mal wiederholen, für die kleinste Bewegung“, sagt sie. Das ist übertrieben, hat sich für sie aber wohl so angefühlt. Ihr Partner verließ sie trotzdem.

Zuhause weg, Job in der Verwaltung weg, für ein Pflegeheim mit 58 Jahren zu jung. Masuch hörte vom Haus für morgen, gedacht für Menschen wie sie. Anfang 2023 zog sie ein. Sie hatte Glück, gerade war jemand ausgezogen. Der Weg zurück in ein eigenständigeres Leben ist hier das Ziel.

Ihr neues Zuhause ist ein idyllischer, stiller Ort. Hinter einem eisernen Tor eröffnet sich ein großer Innenhof mit Tischen und Stühlen, eingerahmt von imposanten Backsteingebäuden aus dem späten 19. Jahrhundert. Zwischen den Bäumen hängt eine große Regenbogenflagge, die sich hier im Stadtteil St. Georg verbreitet. Auf der einen Seite die Alster, auf der anderen Bars, Restaurants, Hauptbahnhof, Drogensüchtige.

Auf dem Gelände betreibt die Heerlein- und Zindler-Stiftung unter anderem eine Wohnpflegegemeinschaft für alte und eine für an Demenz erkrankte Menschen, versorgt von einem eigenen ambulanten Pflegedienst. Der kümmert sich auch um die Bewohner des Hauses für morgen, das von einem gleichnamigen Verein betrieben wird. Die Schlaganfall-Wohnpflegegemeinschaft befindet sich im Haus G, in einer 360 Quadratmeter großen Wohnung. Neun kleine Zimmer mit eigenen Bädern, ein großer Aufenthaltsraum mit Esstisch, offener Küche, Bücherregal und Gemälden. Es soll nicht aussehen wie im Pflegeheim.

Der Fernseher ist an diesem Mittwochvormittag aus, auf dem Sofa sitzt niemand, auch Klavier spielt keiner. Auf dem Balkon sitzen zwei Bewohner in ihren Rollstühlen, ►

rauchen und schweigen. Der Tisch ist schon gedeckt, um zwölf Uhr gibt es Mittagessen.

Vorher spielt Masuch mit der Ergotherapeutin Line Sørensen Stadt, Land, Fluss. Gedächtnistraining. „Ist Jodler ein professioneller Beruf?“, fragt Sørensen. „Kann man machen“, sagt Masuch gnädig, denn sie liegt vorne. Als die Bewohner in ihren Rollstühlen ihre Plätze eingenommen haben, verteilt eine Hauswirtschafterin das Mittagessen: Frikadellen, Bohnen, Kartoffeln und Soße. Danach nehmen alle ihre Tabletten. Blutverdünner, Antidepressiva.

Ein Bewohner verschluckt sich an seinem Tee und sagt: „Das sind wieder diese Pfefferkörner, die hier ständig durch die Luft fliegen.“ Am Tisch lacht niemand. Er meint es ernst, die anderen kennen das schon.

Hier sitzen keine Freunde zusammen, sondern neun unterschiedliche Charaktere, die gemeinsam essen und hin und wieder Ausflüge machen. Es ist eine Gemeinschaft, in der niemand allein sein muss, in der es aber auch in Ordnung ist, wenn jemand die Schachfiguren auf dem Sofatisch mal für Lakritze hält, beim Essen ein Lätzchen trägt oder einen schlechten Tag hat, weil es anstrengend ist, in einem Körper gefangen zu sein, der nicht mehr richtig funktioniert.

„Für uns ist das Projekt Pionierarbeit“, sagt Michael Brinkmeier, Vorsitzender der Stiftung Deutsche Schlaganfall-Hilfe. Die Stiftung hat maßgeblich zur flächendeckenden Versorgung mit sogenannten Stroke-Units beigetragen, Spezialstationen in Krankenhäusern zur Akutversorgung bei Hirninfarkten. Dort lösen Ärzte Blutgerinnsel auf, operieren, machen Bilder vom Gehirn, retten Leben. „Es geht ja nicht nur um medizinische Versorgung im Anschluss, die im Haus für morgen durch die vielen Therapiestunden sehr gut ist“, sagt Brinkmeier, „sondern darum, dass die Menschen ihre Würde behalten können. Es geht um einen guten Alltag und um gesellschaftliche Teilhabe. Die Betroffenen bekommen ihre Situation ja voll mit.“

Tina Masuch benennt ihre so: „Das Glas ist halb voll.“

Sie ist früher um 6.30 Uhr aufgestanden, mochte das Gefühl, den Tag zu nutzen. „Jetzt muss mir jemand aus dem Bett helfen“, sagt sie, „das ist gewöhnungsbedürftig.“ Vor ein paar Monaten konnte sie ihren linken Arm gerade wieder anheben, dann kippte sie mit ihrem E-Rollstuhl um, auf den linken Arm. Alles wieder weg. Sie schließt die Finger ihrer geöffneten linken Hand ein paar Millimeter. „Immerhin“, sagt sie. „Zahnbürste rein, Zahnpasta drauf – das geht schon wieder.“

Jetzt will sie los nach Travemünde. Der Kaffee ist im Thermobecher, die Brote sind geschmiert. Für nächstes Jahr

Anteil der Schlaganfallpatienten, die 60 Jahre

und älter sind, in Prozent: **80**

Gesamtkosten, die Schlaganfälle in Deutschland jährlich verursachen, in Milliarden Euro: **>17**

Zahl der Pflegebedürftigen in Deutschland, im Jahr 2023, in Millionen: 5,6

Prognostizierte Zahl der Pflegebedürftigen in Deutschland, im Jahr 2055, in Millionen: **6,8–7,8**

Im Haus für morgen betragen die Kosten für ambulante Pflege, Betreuung und Therapien je nach Pflegegrad monatlich etwa 3.000 bis 6.500 Euro und werden anteilig von den Pflege- und Krankenkassen übernommen. Die Zuschüsse der Pflegekasse betragen 760 bis 1.770 Euro. Die Kosten für Miete und Haushaltsgeld (für Lebensmittel etwa) zahlen die Betroffenen, die Angehörigen oder die Sozialkasse. Der Pflege-Eigenanteil im Haus für morgen liegt durchschnittlich bei 4.000 Euro. Können Patienten oder deren Partner nicht für die Kosten aufkommen (sie dürfen nur ein geringes Vermögen behalten), zahlt auf Antrag das Sozialamt.

Das Haus für morgen ist eine der ersten Wohnpflegegemeinschaften nur für Schlaganfallpatienten. Neben der Gründerin Barbara Wentzel sind dort noch weitere Ehrenamtliche aktiv, etwa Alltagsbegleiter oder Kunsttherapeutinnen. Wentzel und die Projektleiterin Christiane Holtappels haben bei Bundestagsabgeordneten einen Antrag auf die Eröffnung acht weiterer Einrichtungen gestellt, außerdem sind sie – auch, um die Finanzierung der bisherigen zu sichern – in Gesprächen mit Politikern, Stiftungen, Sozialunternehmen und kommunalen Wohnungsunternehmen aus Hamburg. „Wir hoffen, dass der Aufbau neuer Dependancen gelingt“, sagt Michael Brinkmeier, Vorsitzender der Stiftung Deutsche Schlaganfall-Hilfe. Der Bedarf steige, auch bei Jüngeren – vor allem wegen des durch Wohlstand verursachten Lebensstils. Übergewicht, Alkohol, Rauchen, wenig Bewegung.

Andreas Meisel, Neurologe und Direktor des Centrums für Schlaganfallforschung an der Charité in Berlin, sagt: „Wir wissen inzwischen, wie wichtig teilhabeorientierte Behandlungsansätze insbesondere nach schweren Schlaganfällen sind. In einem motivierenden Umfeld können Defizite besser überwunden werden, wichtig sind aber realistische Behandlungsziele. Gehirngeschädigte Menschen benötigen häufig ein dauerhaftes Training, um Funktionen wie Sprache oder Bewegungen über neu aufgebaute neuronale Netze zurückzuerlangen. Dies ist sehr anstrengend und braucht eine hohe Motivation. Diese kann durch Komplikationen wie Depressionen beeinträchtigt sein. Andererseits müssen wir akzeptieren, dass ein Teil der Patienten am Lebensende steht und keine intensive Behandlung mehr will – und sollten daher auch palliative Therapiekonzepte gezielt einsetzen.“

*Zitat und Details aus dem Buch „Käsekuchen mit Sauerkraut“ (2017) von Barbara Wentzel mit Miriam Collée.



Wie alles begann: Mit einer Gruppe von Unterstützern rief Barbara Wentzel (rechts) das Haus für morgen ins Leben, nachdem ihr Mann Henrik (links) mit 55 Jahren einen schweren Schlaganfall erlitten und seine Pflege zu Hause die Familie an ihre Grenzen gebracht hatte

plant sie, mit einer Freundin auf einer rollstuhlgeeigneten Strecke von Worms ins Elsass zu pilgern. Außerdem will sie wieder gehen lernen, arbeiten und hier ausziehen. „Aufgeben ist für mich keine Option“, sagt Masuch. Auf dem Tischchen in ihrem Zimmer steht eine eingerahmte Karte, darauf in Großbuchstaben: „Kämpferin.“



Auch Barbara Wentzel kämpft. Für ihren Mann Henrik, für das Haus für morgen, gegen die Behörden, die das Projekt noch mit keinem Euro unterstützt haben – obwohl Claudia Moll, die Pflegebevollmächtigte der Bundesregierung, schon da und begeistert war, es diverse Auszeichnungen gab und die Warteliste fünfmal so lang ist wie die Zahl der Plätze. Und sie kämpft gegen ihren Terminkalender, der so voll ist, dass die halbe Stunde mit dem Rad zur Arbeit und zurück die einzige Zeit am Tag ist, die sie für sich hat.

Um 18.15 Uhr steigt sie vor der Beiersdorf-Zentrale in Hamburg-Eimsbüttel auf ihr Fahrrad. Eine zierliche Frau, 60 Jahre alt, mit dunklen, kinnlangen Haaren, seit 17 Jahren im Konzern in verschiedenen Positionen tätig, seit Kurzem zudem im Aufsichtsrat. Sie ist beruflich erfolgreich, muss seit Jahren aber für zwei verdienen. Sie setzt einen pinken Helm

auf. „Dazu haben mich meine Kinder gedrängt“, sagt sie und lacht. Es reicht ja, wenn der Vater von früher verloren ist.

Wentzel besucht ihn an bis zu fünf Abenden in der Woche im Haus für morgen, das sie auch für ihn gegründet hat. Ein Weg von 20 Minuten, sechs Kilometer fast nur geradeaus, ganz anders als der Weg, den sie in den vergangenen zwölf Jahren an seiner Seite zurückgelegt hat.

Henrik Wentzels Schlaganfall war schwer: sieben Operationen am Gehirn, zweimal eine neue Schädeldecke. Nach neun Monaten Reha holte Barbara Wentzel ihn nach Hause, in ein Pflegeheim wollte sie ihn, gerade 55 geworden, nicht stecken. Doch die Pflege zu Hause brachte ihre drei Kinder und sie an ihre Grenzen. Pflege- und Krankenkassen, die nicht zahlen wollten, Pflegekräfte, die sich selbst als pflegebedürftig herausstellten, vor allem hatte Henrik Wentzel aber durch die Schäden in seiner rechten Gehirnhälfte emotionales Einfühlungsvermögen und Orientierung in der Realität eingebüßt. Über Teleshopping, er sah nun den ganzen Tag fern, bestellte er für knapp 10.000 Euro Goldringe mit brasilianischen Feueropaln, palettenweise WC-Steine oder acht Kubikmeter gehacktes Kaminholz („Ich kann das ja momentan nicht selbst machen“)*. ►

Bei einer Bank versuchte er für die Gründung einer neuen Reederei (er war mal Finanzvorstand bei einer), einen Millionenkredit aufzunehmen. Bis heute gibt er seiner Frau die Schuld dafür, dass er sein altes Leben verloren hat. Sie nennt ihn immer noch „Schatzi“, er sagt „Miststück“.

„Inzwischen nehme ich das nicht mehr ernst“, sagt Barbara Wentzel an einer Ampel. „Es geht ihm besser, wenn er mir die Schuld geben kann.“

Nach vier Jahren sagte ihr damals 18-jähriger Sohn zu ihr, sie müsse sich vom Vater trennen, sie renne auf eine Wand zu. Wentzel gab die bisherige Wohnung auf und mietete zwei kleine, eine für sich und den jüngsten Sohn, eine für ihren Mann und einen Pfleger. Als ein Freund ihres Mannes nach einer Trennung einige Wochen mit den beiden Männern zusammenwohnte, die drei kochten, sich über Politik, Autos und nervende Frauen unterhielten, blühte Henrik Wentzel auf.

Mit ein paar Unterstützern beschloss seine Frau, das zu professionalisieren: eine WG, betrieben von einem eigenen Verein, in der jüngere Schlaganfallpatienten in Gemeinschaft mit viel Ergo-, Logo- und Physiotherapie wieder zurück in ein eigenständiges Leben finden können sollen. „Dank der Stroke-Units überleben heute viele Menschen im Krankenhaus“, sagt Wentzel. „Das ist großartig. Aber was passiert mit all den geretteten Leben?“

Seit 2020 gibt es das Haus für morgen nun. Henrik Wentzel ist inzwischen der Älteste dort. Er sitzt im Rollstuhl und kleidet sich immer noch so, als ginge er ins Büro.

„Wie geht es dir, Schatzi?“

„Ganz okay.“

Ein paar Jahre nach dem Schlaganfall hielt er, der eloquente Jurist, der seine Sprachfähigkeit nicht verloren hatte, noch freie Reden an Geburtstagen. Jetzt redet er leise, sucht nach Worten, wirkt in sich versunken.

Auf die Frage, wie es ihm heute mit seiner Situation gehe, bringt er mühsam heraus: „Es ist nach wie vor schwierig für mich.“ Es macht müde, wenn man jahrelang alles gibt, um das frühere Leben wiederzuerlangen, aber doch im Rollstuhl sitzen bleibt.

„Henrik ist 67, der Schlaganfall ist mit 55 passiert. Ich muss akzeptieren, dass es ihm seit einigen Jahren immer schlechter geht“, sagt seine Frau, nun in einer kleinen Wohnung auf der anderen Seite des Hofes, Büro und Unterkunft für Menschen, die zu Besuch kommen.

Das Haus für morgen soll auch zeigen, wie die Angehörigen der 1,8 Millionen Schlaganfallpatienten in Deutschland entlastet werden können. Sie können am Leben der



Wie sichern wir unsere Finanzierung? Damit beschäftigt sich Christiane Holtappels, die Projektleiterin, gerade täglich

Betroffenen teilnehmen, ohne durch die Pflege zu Hause überfordert zu sein, und wissen sie in Gesellschaft. Barbara Wentzel hat seit einigen Jahren einen neuen Partner, der zwischen Hamburg und Paris pendelt, sie unternehmen viel zu dritt. Vincent, Henrik und sie. Urlaube im Ferienhaus in Schleswig-Holstein, segeln. Manchmal mit den Kindern. „Henrik ist in unser Familienleben integriert, nur mit einem anderen Alltag.“

Das Haus für morgen ist aber auch ein Experiment, im deutschen Gesundheitssystem etwas Neues aufzubauen und zu finanzieren. Der Verein bezahlt die Arbeit einer Projektleiterin und einer Betreuerin in der Wohnpflegegemeinschaft durch private Spenden und das Vermögen aus einer Stiftungsauflösung, Wentzel ist ehrenamtlich aktiv. Die Kosten für Pflege, Betreuung, Therapien, Miete und Essen übernehmen zu einem Teil Pflegekassen und Krankenkassen, den Rest je nach finanzieller Situation die Angehörigen. Barbara Wentzel zahlt einen Eigenanteil von 4.000 Euro für die Pflege, dazu 800 Euro Miete plus 365 Euro Lebenshaltungskosten. „Ich versuche, gegen die steigenden Kosten anzuverdienen.“

Das Stiftungsvermögen ist nun aufgebraucht, dem Verein geht das Geld aus. „Bisher ist immer von irgendwoher ein Groschen gekommen“, sagt Wentzel, „aber wenn man ▶

Verantwortung für Menschen hat, darf man nicht nach dem Prinzip Hoffnung arbeiten.“ Christiane Holtappels, die das Projekt leitet, und sie versuchen alles, um an eine Finanzierung vom Staat oder einer Stiftung zu kommen. „Du hörst immer nur, was alles nicht geht im System“, sagt Wentzel. Die Suche nach Geldgebern sei so aufwendig, dass für die eigentliche Arbeit kaum noch Ressourcen bleiben.

Im Sommer 2026 wird der Verein im Hamburger Norden eine zweite Wohnpflegemeinschaft eröffnen. Mit der Hildegard und Horst Röder-Stiftung, nach acht Jahren Planung. „Es gibt Lichtblicke, aber es ist echt schwer, an diese Lichtblicke zu kommen.“

●

Knut Maibaum ist ein weiterer Lichtblick. Er hat sich Treppenstufe um Treppenstufe wieder nach oben gezogen, mit seinem linken Arm am Geländer, das rechte Bein irgendwie hinterher, bis in den dritten Stock zu seinen drei Zimmern in Hamburg-Winterhude, in denen er seit 1994 lebt und in die er vor drei Jahren zurückgekehrt ist.

Maibaum, 69, ein schmaler Mann, sitzt an einem Holztisch im Wohnzimmer, darauf stapeln sich Bücher, Nick Hornby, Harry Potter, und Ausgaben der »Zeit«. Im Bücherregal hinter ihm reihen sich grüne »Geo«-Hefte aneinander, daneben CDs, Klassik, Jazz, auf einer Anrichte thront ein versteinertes Reptil. An den Wänden hängen mit Stecknadeln befestigte Zeichnungen. Bis zu seinem Schlaganfall am 20. August 2020 arbeitete Knut Maibaum als freier Illustrator.

Er verbrachte sechs Monate im Haus für morgen. „Es war eine sehr gute Zeit“, sagt er, „zum großen Teil ein gutes Miteinander.“ Maibaum redet ein wenig abgehackt, als wäre er außer Atem. Er lächelt. „Die gemeinsamen Feiern an Weihnachten, Ostern und Silvester waren wunderbar.“

In der Einrichtung lernte er wieder gehen. In seiner Küche hat er nun kleine Tritte aufgestellt, im Bad einen anderen Toilettensitz angebracht. Zweimal die Woche kommen Pflegekräfte, zweimal Alltagshelfer, die für ihn einkaufen und putzen. „Im Großen und Ganzen finde ich mein Singledasein wieder gut“, sagt Maibaum, „aber ich verbringe viel Zeit damit, meinen Alltag zu richten. Sachen, die früher selbstverständlich nebenherliefen, sind zur Hauptsache geworden.“ Waschen, Toilette, Kochen.

Er liebe Kochen, das sei leider schwierig mit einer gelähmten Hand. Oft mache er sich Tiefkühlgemüse mit Nudeln. Samstags begleitet ihn eine Freundin auf den Markt und kocht danach mit ihm. Lesen sei etwas anstrengend, weil sich durch den Hirninfarkt ein Auge abgesenkt



Er hat es geschafft: Knut Maibaum, 69, lebte im Haus für morgen und zog vor drei Jahren zurück in seine eigene Wohnung

hat, aber Radio und Musik hören gehe gut. Er bedauere, dass er keinen funktionierenden Plattenspieler mehr hat, ein neuer sei jedoch nicht drin. Maibaum lebt von einer Schwerbehindertenrente und einer kleinen privaten Rente.

Dann schwärmt er von einer Pixi-Buch-Ausstellung in Altona, er hat früher selbst Kinderbücher illustriert, und davon, dass noch Kinder im Haus wohnen. Ihr fröhliches Lachen, die Lebensfreude. Am nächsten Tag will er in die Lüneburger Heide fahren, an den Ort, wo er seinen Schlaganfall hatte. Es macht ihm nichts aus, dort zu sein. „Ich bin einfach dankbar, dass ich noch mal davongekommen bin.“

●

Es ist 20.30 Uhr, das Haus für morgen liegt im Dunkeln. Barbara Wentzel steigt wieder auf ihr Fahrrad. Zeit für den Heimweg. Sie sieht müde aus. Jede Woche 40 Stunden Beiersdorf mit vielen Dienstreisen, dazu 20 bis 30 Stunden für ihren Mann und den Verein. Wegen der Menschen in der Einrichtung lohne es sich, sagt sie. „Die meisten konnten eine gewisse Lebensqualität finden. Und wir haben eine Erfolgsquote von 25 Prozent.“ Damit meint sie die, die wie Knut Maibaum wieder ein eigenständiges Leben führen können. Ihr Mann zählt nicht dazu. ■